

**Zeitschrift:** Zürcher Taschenbuch  
**Band:** 85 (1965)

**Artikel:** Bundesrichter Paul Corrodi  
**Autor:** Corrodi, Hans  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-985543>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 08.11.2024

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Bundesrichter Paul Corrodi

Vorbemerkung: Paul Corrodis Weg führte zwischen Gericht und Verwaltung hin und her, vor immer neue Situationen und in neue Umgebungen, so dass wohl nur ein Mitglied der Familie über alle diese Stationen einigen Aufschluss geben konnte. Da auch ich ihn aber nie bei seiner Arbeit in Amtsstube und Gerichtssaal beobachten konnte, muss ich mich dafür auf die Zeugnisse seiner Mitarbeiter berufen. Die nachfolgende Skizze gilt darum vor allem dem *Menschen*.

Der Verfasser

Paul Corrodis Geburt am 21. Dezember 1892 bedeutete einen Lichtstrahl in dem durch Trauer tief verschatteten Leben einer kleinen Volksschullehrersfamilie in Riesbach, der ehemaligen Vorortgemeinde Zürichs: zu Anfang des gleichen Jahres hatten die Eltern innert zwei Wochen von vier Kindern drei im Alter von vier, zwei und einem Jahr, die der Diphtherie zum Opfer gefallen waren, zu Grabe geleiten müssen.

Der Vater, Jakob Corrodi, war in Marthalen im Weinland, der nördlichen Ecke des Kantons, aufgewachsen als Sohn eines Dorfschulmeisters, der neben seinem Amt Landwirtschaft trieb, um seine grosse Familie ernähren zu können; seine Frau, eine Bäuerin von rührender Güte und unermüdlicher Arbeitskraft, hatte ihm fünfzehn Kinder geboren, als letztes Jakob. Dieser, ein etwas zartes und geistigen Dingen zugewandtes Kind, war dann in die Fusstapfen seines Vaters getreten und Lehrer in Seebach geworden, wo er seine Lebensgefährtin in Elise Siegfried gefunden hatte, doch war er kurze Zeit darnach nach Riesbach gewählt worden.

Ein paar Jahre nach der Geburt Pauls erhielt die nun so zusammengeschmolzene Familie noch ein Nesthökchen, die Freude des Vaters und spätere Spielgefährtin Pauls, an der er seine «männliche» Kraft und Überlegenheit beweisen konnte, wie er sich selber als Opfer seines älteren und robusteren Bruders fühlte, gegen den er sich aber mit einem unerschöpflichen Aufgebot von Spott und Witz zur Wehr setzte. Paul erwies in den ersten Jahren schon, dass er ein ganz eigenartiges Bürschlein war und an Herz und Phantasie mehr mit auf den Lebensweg bekommen hatte, als für die heutige Zeit eigentlich empfehlenswert gewesen wäre: er drangsalierte nicht nur



*J. J. Woods,*

mit seinen neckischen Einfällen sein kleines Schwesterchen, sondern pflegte auch ganz ausgefallene Liebschaften: so mit einem «Surri» (Kinderkreisel) oder einer Schraubenmutter und ähnlichen, für andere als Herzkäferchen ganz ungeeigneten Dingen: er führte mit ihnen lange und zärtliche Gespräche und liebte sie in den stillen Winkeln, wo er sich mit diesen Kostbarkeiten verbarg, und der Verlust eines dieser Schätze konnte dann eine wahre Familienkatastrophe herbeiführen . . . Als er die Schule besuchte, schenkte er seine Liebe in eben solchem Un- und Übermass seinen Freunden und hing so an ihnen, dass man sich an ein berühmtes Gedicht («An Hermann») von Mörike hätte erinnert fühlen können, doch wusste er von diesem seinem späteren Liebling noch nichts und betrieb seine Liebhabereien ohne Vorbild auf eigene Rechnung und Gefahr. Schon malte und zeichnete er aber auch, was das Zeug hielt, auch das möglichst im Verborgenen und ohne Anleitung und Hilfe.

Seine Liebe galt aber vor allem auch seinem fernen Heimatdorfe im Weinland; immer wieder wanderte er, in früheren Jahren an der Hand seines Papas, in späteren auch allein, über Berg und Tal auf immer neuen Wegen dem idyllisch in die Hügellandschaft geschmiegteten Dorfe zu, als Gymnasiast dann auch als durchtriebener «Burgenforscher», wobei kein Schloss, keine Burg, keine Ruine, kein Mäuerchen aus alter Zeit ausgelassen werden durfte. Auf diese Wanderungen nahm er ein tüchtiges Stück Brot und einen Apfel in der Tasche mit; nie und nimmer hätte er an eine Einkehr bei einer Frau Wirtin gedacht, auch nicht eines sauren Möstleins wegen. Einmal aber wurde es zu viel: nach beschwerlichen Umwegen durch das Zürcher Oberland legte er sich, wie in der Familie erzählt wird, zwischen Winterthur und Andelfingen in einen Graben nieder und wollte – sterben. Der Gedanke an das Heimatdorf und an die dort zu verbringenden Ferien aber jagte ihn wieder auf, und er verzichtete auf das Unternehmen.

Strenge Sparsamkeit beherrschte das Leben der Familie, was angesichts der astronomisch kleinen Besoldung ganz von selber zur Tagesordnung gehörte, ebenso aber auch ein Geist strenger Rechtschaffenheit, der Geist einer Zeit, die noch fest – wenigstens im bescheidenen Bürgerstande unseres Landes – auf dem sichern Grunde von Brauch und Sitte ruhte, der von der Zwinglianischen Reform geprägten puritanischen Tradition, deren harte Fesseln gerade die braven Volksschulmeister ohne Beschwerden ertrugen, ohne viel von ihnen zu wissen. (Dass das «Tabus» waren, hat man erst später

entdeckt). Vom Vater her lebte in der kleinen Familie aber auch der Geist feiner Bildung: er war ein begeisterter Liebhaber der Musik und viel beigezogener Sänger, so dass die Lieder der Romantiker, der Schubert, Schumann und Mendelssohn – auch Arien aus Bachs Passionen und Haydns «Schöpfung» und «Jahreszeiten» usw. – zu den ältesten Erinnerungen seiner Kinder gehören. Er war aber auch Dirigent von Vereinen, und einmal holte er sich mit dem Benjamin der dem Verband angehörenden Männerchöre am eidgenössischen Sängerfest gar einen ersten Lorbeerkranz, was in jener sangesfreudigen Zeit – wo ist sie hingekommen? –, da an allen warmen Sommerabenden aus den offenen Fenstern der Schulhäuser sich Ströme des Wohllauts aus Männer-, Frauen- und Töchterkehlen in die stillen Strassen ergossen, und die Sängerfeste und Sängerreisen kein Ende nehmen wollten – wie auch Vater Jakobs Tagebücher beweisen –, etwas heissen wollte. Auch die Liebe zu den grossen Dichtern der Heimat, zu Gottfried Keller vor allem, übertrug sich auf seine Kinder, und eine der am tiefsten haftenden Erinnerungen Pauls aus dem Ende der Primarschulzeit war es, als er auf einem Spaziergang einen Kollegen seines Vaters sagen hörte, er könne mit dem «Grünen Heinrich» nichts anfangen, er finde ihn langweilig . . .

Als Gymnasiast entdeckte Paul dann seine Lieblinge: die Dichter der Romantik, seinen Eichendorff, seinen Mörike vor allen andern. Nicht weniger aber gehörte sein Herz auch den Malern jener Zeit: Ludwig Richter, Carl Spitzweg und Moritz Schwind, aber auch ihren schweizerischen Nachfahren, Adolf Böcklin und Albert Welti, dessen innig-krauser Phantasiewelt er besonders verfallen war. – Von nicht geringer Bedeutung für Veranlagung und Erziehung war aber auch die Mutter, eine Frau mit heissem Herzen, die der Leidenschaft fähig und von nichts wusste, als ganz in der Familie aufzugehen. Ihr dankte Paul wohl vor allem seinen unbeugsamen Willen, seinen Arbeitseifer und seine fast übergrosse Gewissenhaftigkeit.

Das Gymnasium passierte Paul ohne besondere Mühewaltung und ohne die Hilfe von Schul- und Hausarzt in Anspruch nehmen zu müssen. Er blieb aber ein Geheimniskrämer, ein «Heimlich-Feisser», der gern andern den Vortritt liess, und zog es vor, im Hintergrund zu bleiben und sich im stillen seine Gedanken und Sprüche zu machen – eine Haltung, die er bis zum Lebensende beibehielt. Er nahm das viele, wovon ein gebildeter Mensch «wenigstens einen Hochschein haben» muss, scheinbar nicht allzu ernst, stellte sich dann aber mit einem wohlgefüllten Schulsack zum Examen und passierte es – aber

was sollte er mit seiner romantischen Gemütsverfassung damit anfangen in dieser Welt des zwanzigsten Jahrhunderts?

Während dieser Schulzeit hatten sich seine Skizzenbücher angefüllt, nicht nur mit Zeichnungen von Burgen und Ruinen und andern Landschaften, sondern auch mit Entwürfen, Ideen, Skizzen zu Bildern im Stil seiner bewunderten Vorbilder. Ohne dass die Eltern darum wussten, packte er all das zusammen und schickte es – Albert Welti, seinem Liebling unter den Lebenden, dessen Ruhm ja damals hell glänzte, nicht zuletzt wegen der Veröffentlichung der Welti-Mappe durch den «Kunstwart». Der Maler antwortete ihm mit einem reizenden Brieflein, das nicht gedruckt wurde, als Weltis Briefe herausgegeben wurden; denn Paul Corrodi war auch darin «ein Eigener», dass er gerne etwas verwahrte, von dem andere nichts wussten. Aus Weltis Brief geht hervor, dass der Maler schon allerlei von kommenden Dingen ahnte. Ein paar Sätze dürfen wohl zitiert werden:

«Sie wünschen, Maler zu werden. Ob Sie dabei zu grossem Gewinn und Reichtum einst gelangen werden, kann ich Ihnen nicht sagen. Das hängt ja von ganz andern Sachen ab als von Talent und Liebe zur Sache, besonders in unserer jetzigen schwindelhaften Zeit. Was mich freut an Ihren Arbeiten, ist, dass Sie eine ursprüngliche, frische Natur sind, dass Sie selber so stark an unserer lieben Zürcher Heimat haften und Sie deren schlichte Schönheiten mit Gefühl erfasst haben.» Im weitem rät der Meister dem «geehrtesten jungen Mann», sich mit allem Fleiss dem Studium der Form, des Figürlichen hinzugeben – «und sich nie durch den impressionistischen Schwindel verleiten zu lassen. Es handelt sich vor allem darum zu zeichnen und die Form beherrschen zu lernen, nicht nur nach der Natur in jeder Weise und Gelegenheit, sondern auch aus dem Kopf wie die Alten. Die Farbe kommt in zweiter Linie und Sie sind dazu veranlagt.» Im folgenden plaudert Albert Welti mit dem jungen Mann wie mit einem Kollegen und freut sich, in seinen Tagebüchern gelesen zu haben, dass ein Schultyrann, der ihn schon «schwer in der Kur gehabt habe», dort immer noch regiere; endlich rät er ihm, als Musensohn nach München zu gehen, wohin er auch seinen Sohn geschickt habe.

Was nun? Ob Paul es nicht wagte, von den Eltern die mit einem jahrelangen Aufenthalt im Auslande verbundenen Opfer zu verlangen? Oder ob ihm Weltis pessimistische Andeutungen über die Zukunft der Kunst zu denken gaben? Schon war ja der Angriff gegen Arnold Böcklin erfolgt, und nur wenige Jahre dauerte es noch, bis

der Ansturm der «Avantgarde» auch Albert Welti in den Hintergrund schob. Es gab ja noch andere Lebenswege, die locken konnten. Nicht minder stark als das künstlerische, war in ihm – sonderbar genug, denn die beiden Veranlagungen sind oft antipodischer Natur – das sittliche Bewusstsein, und hierin, in der Leidenschaft für Gerechtigkeit, in einer tiefen Einsicht für die Notwendigkeit des Kampfes für das Recht gegen die auflösenden Strebungen der Zeit, lag wohl der innerste Kern seines Wesens. «Fiat iustitia et pereat mundus!» sei der Grundsatz meines Bruders, sagte mir einmal in einer Zeit, wo die Geister hart aufeinander prallten, ein Liebhaber der «Welt», dem mehr daran lag, dass der «Betrieb» weiterging, als dass das Recht in blendender Klarheit «gleich wie der glanzvoll offene Schoss des Tages» vor uns liege. – In Wirklichkeit war die Lage ja umgekehrt: die moralische Welt war, wie die beiden Weltkriege bewiesen, bis in die Fundamente erschüttert und konnte nur gerettet werden, wenn Recht Recht blieb.

So wurde Paul Corrodi Student der Rechte an der Universität Zürich. Ein Semester studierte er auch in München – kurz vor Kriegsausbruch – wo er sicherlich die Pinakothek nicht weniger fleissig als die Universität besuchte. Auch als Student setzte er sein Wanderleben durch das zürcherische Land fort, durchwühlte die reichen Truhen der Volkskunde, stöberte in Archiven und Kirchenbüchern und veröffentlichte dann in einem Landblatte eine umfangreiche Arbeit über «Die Burgen und Schlösser des Bezirkes Andelfingen», in welcher er auch den adeligen Geschlechtern dieser Gegend mit grosser Gründlichkeit nachging, ferner eine Geschichte der Entstehung, der Schicksale und insbesondere der Aufhebung des Klosters Rheinau, in der er es angezeigt fand, mit unzweideutiger Klarheit festzustellen, dass letztere mit einer Verletzung der Verfassung ihren Anfang genommen habe. – Er schleppte dann einen nach Ansicht der lachenden Freunde viel zu schweren Schulsack zur «Uni» hinauf, doktorierte und trat «ins Leben hinaus», vielleicht könnte man auch sagen: aus dem Leben in Büros, Amtsstuben und Gerichtssäle hinüber. Er machte eine Lehrzeit bei einem angesehenen Rechtsanwalt und in einem Handelshause durch und wurde dann im Jahre 1919 als Sekretär der Strafkammer des zürcherischen Obergerichtes gewählt. Ein Jahr vorher hatte er eine Winterthurerin, Anna Votteler, in sein Heim in Wollishofen eingeführt, eine Frau von reichem Gemüt und stiller Innerlichkeit, bereit, nach alter Sitte und frommem Brauch ihr Glück in dieser Ehe zu suchen. Sie schenkte

ihm zwei Jahre später ein liebreizendes Mädchen, ein helläugiges, aufgewecktes Kind, das dann auch sofort zum Liebling aller Tanten und Onkel, soweit solche da waren, wurde.

Den Spuren Eduard Mörikes nachgehend, glückte dem Obergerichtssekretär ein Fund: herrlich erglänzten im Schatz der Mörikeschen Poesie als Juwel die Gedichte, welche der junge Poet der «Peregrina», der «heiligen Sünderin» gewidmet, die vor hundert Jahren in Ludwigsburg und Tübingen aufgetaucht war, und deren geheimnisvolle Schönheit «mit dem goldenen Ring in ihres Auges Nacht» wie durch ihr Schicksal – man fand sie in Ohnmacht auf der Landstrasse – des Dichters Gemüt bis in die letzten Tiefen erschüttert hatte. Geheimnis umgab hundert Jahre lang diese Gestalt, niemand wusste, woher sie gekommen und wohin sie dann verschwunden war. Der fleissige Obergerichtssekretär löste das Rätsel: sie stammte aus Schaffhausen, war eine Landstreicherin und «unheilige Sünderin», die von der Behörde auch schon ins schaffhauserische Arbeitshaus gesteckt worden war. Und ihr Ausgang war so prosaisch wie möglich: sie liess sich als Putzmacherin in Winterthur nieder, heiratete einen braven Bayern und starb als unscheinbare Frau Kohler im Jahre 1862 in Wilen im Thurgau. – So hatte die Wissenschaft das Rätsel gelöst – und dem wundervollen Falter den Duft von den Flügeln gewischt, doch hat die Musik von Hugo Wolf und Othmar Schoeck die Gestalt mit zauberischer Glut umkleidet, so dass auch fernerhin Herzen, die noch die Fähigkeit haben, jung zu sein, für sie erglühen werden.

Nach siebenjähriger Tätigkeit als Obergerichtssekretär wurde Paul Corrodi zum Gerichtsschreiber des Bezirkes Meilen gewählt. In diesem Amte fühlte er sich glücklich; denn hier trat er in engen Kontakt mit dem Leben, mit den Leuten aus dem Volk. Er fand auch einen Helfer in einem jungen Substituten, der ihm gewogen war und nach seinem Tode ein liebenswertes Bild von seinem Wesen und seiner Tätigkeit gezeichnet hat. Wir entnehmen dem in den «Neuen Zürcher Nachrichten» erschienenen Nachruf einiges Wesentliche. «Paul Corrodi», erzählte der jetzige Oberrichter Dr. Berthold Neidhart, «bin ich erstmals begegnet, als ich bei ihm vor etwa 35 Jahren in die juristische Lehre als Auditor beim Bezirksgericht Meilen trat (. . .). Dieses Lehrjahr gehört zu meinen schönsten Erinnerungen. Er war ein ebenso strenger wie gütiger Lehrmeister (. . .). Anfangs war ich auf den Gerichtssaal als Arbeitsraum angewiesen, nach wenigen Monaten wurde ich zu seinem Gespanen auf der Gegen-



seite seines breiten Pultes. Das hatte zur Folge, dass die juristischen Diskussionen zuweilen von literarischen abgelöst wurden, die womöglich noch lebhafter geführt wurden, und wobei sich der Generationenunterschied in bedeutsamer Weise bemerkbar machte. Hier enthüllte er sich als äusserst gebildeter Mann, dessen geistige Neigungen mehr der Vergangenheit als der Gegenwart angehörten. Was mich an meinem Lehrmeister vor allem beeindruckte, war sein Verhältnis zu den Laienrichtern und zu den Rechtsuchenden. Mit den Richtern, die aus verschiedenen Berufen stammten und insbesondere mit dem Präsidenten verband ihn ein ausgesprochenes Vertrauensverhältnis; zurückhaltend, taktvoll, frei von jedem Juristendünkel, begabt mit der Kunst des Zuhörens und mit Geduld, verstand er es ebenso, die Voten der Laienrichter für sein eigenes Urteil fruchtbar zu machen und mit ihnen einen gedeihlichen Meinungsaustausch zu unterhalten, wie seinen eigenen wohlwogeneren juristischen Standpunkt plausibel und annehmbar zu machen, wobei ihm zuweilen sein ihm eigentümlicher trockener Humor, gewürzt mit Ironie, manchmal gar mit Sarkasmus, zu Hilfe kam. Den Ratsuchenden, vor allem aus den einfachen Kreisen, kam er mit einem menschlichen Verständnis und einer Güte entgegen, die seine Audienzen zu einem Erlebnis machten.»

Wir können dem erfahrenen Beobachter und wohlwollenden Freunde weiter folgen: «Zum zweiten Male begegnete ich Paul Corrodi am Obergericht, nachdem er im Frühling 1931 dessen Mitglied geworden war. Hier vertiefte sich mein Eindruck von ihm als einer gewissenhaften, erfahrenen, unparteiischen und unabhängigen richterlichen Persönlichkeit; ich verstand, dass das Richteramt sein eigentlicher Beruf war (. . .). Als Oberrichter zeichnete er sich durch seine systematisch aufgebauten, klar durchdachten Urteile aus, die nichts dem Zufall überliessen, obwohl er ein gewissermassen ästhetisches Verständnis dafür hatte, dass ein Berufungsurteil sich auch anders redigieren liess. In der Folgezeit übernahm Paul Corrodi das Präsidium des Schwurgerichtes und des Versicherungsgerichtes; an diese Zeit hat er sich später, nachdem er sich «aus bürgerlichem Pflichtgefühl» zum Regierungsrat hat wählen lassen und dabei mit der Baudirektion belastet wurde, immer am liebsten erinnert (. . .) Der Ernst, mit dem die Geschworenen ihres schweren Amtes walteten, hat bei ihm bleibenden Eindruck hinterlassen. Obwohl das Schwurgerichtspräsidium für ihn ein ‚königliches Amt‘ war, hätte er sich nicht dauernd dem Strafrecht verschreiben wollen. Aber die



*Der Feuerreiter, nach Mörike, gemalt von Paul Corrodi*

Gelegenheit zum Übertritt in eine Zivilkammer fiel mit seiner Wahl in den Regierungsrat dahin.»

Damit haben wir Paul Corrodi bereits auf seinem Eintritt in ein neues Amt begleitet (1939); – er tat den Schritt «aus bürgerlichem Pflichtgefühl» – mit Bedenken. Er hatte sich von allen politischen Kämpfen immer fern gehalten; sein so überaus sensibles und verletzbares Wesen, das er nun freilich längst hinter einer Maske strengster Korrektheit und – wie viele glaubten Unnahbarkeit – verbergen gelernt hatte, scheute den kruden Kampf der Interessen und der Ehrgeizler. Zum Politiker fehlten ihm die diplomatischen Fähigkeiten; er hatte auch in seinen vielen Schilderungen und Betrachtungen – von denen noch ein Wort gesagt werden soll – alles Politische ferngehalten und sich nie in politische Fehden eingemischt. Als Baudirektor geriet er immerhin in ein verhältnismässig ruhiges Fahrwasser und sah grossartige Aufgaben vor sich: gleich zu Anfang seiner Tätigkeit legte er den Grundstein zum Neubau des Kantonsspitals und verschloss die Kasette mit den für unsere Zeit charakteristischen Dokumenten darin; gegen Ende seiner Tätigkeit als Baudirektor war er beteiligt an der Projektierung des Flughafens Kloten und sah den Naturboden auf Kilometerweite aufgefressen werden und unter Beton verschwinden. Diese und ungezählte andere Unternehmungen auf dem Gebiete des zivilisatorischen Fortschrittes waren notwendig und unumgänglich, – aber Paul Corrodi sah mit Unbehagen diese Einbrüche in das von der Schöpfung geprägte Antlitz der Natur; er sah das, wovon heute überall die Rede ist: die Gefährdung des Bodens, des Wassers, der Luft durch die stürmisch alle Widerstände niedertretende Technik, die Verarmung der Pflanzen- und Tierwelt und – der Innenwelt des Menschen. Dass man in Zukunft in wenigen Stunden von Kloten nach New York fliegen könne, erachtete er nicht als einen Wertzuwachs des Lebens, da aller wahre Fortschritt ja nur in die Tiefe, nicht in die Weite und Breite führen konnte und in einer seelischen Bereicherung, in einer Schärfung des Gewissens und Läuterung des Geistes, in einer Beglückung durch die Schätze, die nicht von den Motten und dem Rost gefressen werden, bestand. – Hinzu kam, dass mit dem Ende des Weltkrieges, als eine leidenschaftliche Unruhe die Geister ergriff und neue Ideologien sich durchzusetzen versuchten, die Exekutive unter politischem Druck einen Entscheid fasste, in welchem er eine Rechtsbeugung sah – wie dann auch die Gerichte darin eine «Überschreitung des Ermessens» durch die Regierung erkannten – und den er mit seinem juristischen

Gewissen und menschlichen Empfinden nicht in Einklang zu bringen vermochte. Deutlicher als je wurde ihm bewusst, dass er in einer politischen Behörde nicht an seinem Platze war.

Als Baudirektor war er von Amtes wegen auch Mitglied des Verwaltungsrates der Nordostschweizerischen Kraftwerke AG, und als ihm im Jahre 1947 die Leitung der administrativen Abteilung derselben angeboten wurde, entschloss er sich zum Übertritt in eine Stellung, wo er wieder vor grosse und verantwortungsvolle Aufgaben gestellt wurde, ohne durch politische Nebengeräusche in seiner Arbeit gestört zu werden. Er trat damit aber wieder in den Dienst der Grosstechnik; es war ihm bewusst, dass der Ausbau der Wasserkräfte aus wirtschaftlichen Gründen eine Notwendigkeit war, aber er wusste auch, was verloren ging, wenn die Alpentäler ihren herrlichsten Schmuck, die stiebenden Wasseradern, verloren, und auch hier eine Verarmung der Tier- und Pflanzenwelt die Folge war. Eine seiner letzten Pflichten war es, bei der Projektierung des grossen Rheinauwerkes mitzuwirken und – als eifrigster aller Heimatschützer – es gegen die heftigen Angriffe des Heimatschutzes zu verteidigen. Er setzte aber auch für diese Aufgaben seine ganze, fast unerschöpflich scheinende Arbeitskraft ein, und so bezeugte nach seinem Heimgang die Gesellschaft ihrem einstigen Direktor ihre Dankbarkeit mit den Worten, er habe «während mehr als eines Jahrzehntes sein grosses Wissen und seine wertvolle Erfahrung zur Verfügung gestellt und dieser Gesellschaft ausserordentlich wertvolle Dienste geleistet.»

Während all dieser Jahrzehnte seit seiner Studentenzeit hatte Paul Corrodi auch seine der Heimat, dem Land und den Leuten gewidmeten Arbeiten weiter veröffentlicht, und bald gab es kaum mehr ein Schloss – mit oder ohne Gespensterspuk –, eine Burg oder Burgruine, einen Patriziersitz auf der Landschaft, eine bemerkenswerte Kirche oder ein Kirchlein auf Bergeshöh, die er nicht geschildert und deren Vergangenheit er nicht nachgegangen war, aber auch keine Persönlichkeit von Format der Vergangenheit (insbesondere keinen General in zürcherischen, schweizerischen oder fremden Diensten), keinen grossen Missetäter, keinen unglücklichen Verfolgten, der Unverstand und Aberglauben zum Opfer gefallen, auch keine Höhle in den Bergen drin, wo Verfolgte und Unglückliche (wie die Wiedertäufer) Schutz gesucht, denen er nicht an Ort und Stelle oder in Dokumenten nachgegangen war. Er liebte es auch, aus den dunklen Löchern, wo der hinschwindende Aberglaube noch

Unterkunft fand, seltsame Stücklein ans Licht zu schleppen, bis hinab zu den mit Vorladungen, Tagungen, Anklagereden und bestellten Verteidigern geführten Prozessen vergangener Jahrhunderte gegen die – Engerlinge und Maikäfer. In seine Feuilletons im «Zürcher Bauer» zog er immer mehr auch die Mundartdichter für seine Betrachtungen herbei, insbesondere seinen Liebling, Jakob Stutz von Sternenberg, und nie haben die Kleinmeister der Mundart wohl einen wohlwillenderen Beurteiler gefunden. Aus all diesen Arbeiten – es sind ihrer gegen dreihundert – in denen er auch den Volksbräuchen und Volksfesten viel Platz einräumte, spricht das unermüdliche Bestreben, das Goldnetz, welches die Phantasie des Volkes über das nackte Leben, über die oft so grausame, durch Armut, Hunger und Elend gezeichnete Wirklichkeit gesponnen hatte, dem Landvolk wieder nahe zu bringen, und den Schatz von Herz und Hoffnung, von Glauben und Traum, von frommer und unfrommer Phantasie, der darin lag, vor gänzlichem Versinken unter dem Ansturm der Wissenschaft und Technik einer neuen Zeit zu retten. Wenn aber die Phantasie im hellen Tageslicht allzu schöne Fäden spann, so scheute er auch nicht davor zurück, ihr Gewebe zu zerreißen: so als er im Zürcher Taschenbuch auf das Jahr 1956 mit einem fast unangemessenen Aufgebot an Nachforschung und Gelehrtheit die Legende widerlegte, dass Walter von der Vogelweide – von einem Bauernhof bei Birmensdorf stamme. Paul Corrodi setzte diese Arbeit auch als Bundesrichter fort, jetzt an sichtbarer Stelle wie im Zürcher Taschenbuch, der «Zürcher Chronik», im «Heimatschutz», im «Jahrbuch vom Zürichsee» und anderen Orts. Eine seiner liebenswertesten Arbeiten bot er wohl mit dem Neujahrsblatt 1949 der Zürcher Kunstgesellschaft: es war dem Zürcher Maler Ernst Georg Rüegg gewidmet, in welchem der Leser einen Künstler geschildert fand, der in erstaunlichem Masse dem Verfasser der Schrift verwandt war: ein Bewunderer und Nachfolger Albert Weltis, ein Träumer und Dichter in Farben und Formen, der ganz und gar an die zürcherische Heimat gefesselt war, der er sein ganzes Sinnen und Trachten zuwandte. Paul Corrodi hat da fast ein Selbstporträt gezeichnet, – es wohnten aber zwei Seelen auch in seiner Brust: die andere Seite war bestimmt durch eine hohe Intelligenz, durch die Fähigkeit der klaren Erfassung von Umwelt und Gegenwart, durch ein unverwirrbares Urteil auf dem Grunde eines strengen Sinnes für Gerechtigkeit. Diese Seite seines Wesens hatte seinen Lebensweg bestimmt und setzte sich nun erst recht durch.

Zu Ende 1950 geschah bei den Vorbereitungen zur Wahl eines Bundesrichters ein «Betriebsunfall», und innert sechsunddreissig Stunden hatte Paul Corrodi, an den man sich nun erinnerte, sich zu entscheiden, ob er eine Wahl annehmen würde. Trotzdem ihm die Loslösung von seiner geliebten Heimat schwer wurde und ihn in eine ihm eher fremde Welt führte und mit der Last eines neuen Anfanges, der Einarbeit in ein riesiges Wissensgebiet verbunden war, sagte er zu. Und er bereute es nicht. In dieser mit grosser Verantwortung belasteten Arbeit, mit der er mithelfen konnte, Entscheidungen zu fällen, die dann für die Gerichte des Landes wegleitend waren, fühlte er sich glücklich.

Von dieser, seiner Arbeit hörte man wenig; denn glücklicherweise beleuchtet die Sensationspresse die Arbeit unserer höchsten Richter nicht – oder noch nicht – durch den Strahl ihrer Scheinwerfer.

Nach seinem Rücktritt von diesem Amt auf den 1. Okt. 1963 – und seinem Hinschied, las man Dinge, die seine Persönlichkeit deutlich ins Blickfeld treten liessen. So berichtete ein Bundesgerichtskorrespondent (Dr. R. Bernhard) u. a.: «Mit ihm ist völlig unerwartet ein Magistrat verschieden, der aus denkbar zürcherischstem Holz geschnitzt war – ja, aus zürcherischem Astholz sozusagen: stachlig, zäh und unbeugsam, nur durch das Wanken von Grundfesten zu erschüttern. Wo Hand an solche gelegt wurde, meldete er sich deutlich zum Wort, mit alttestamentlicher, mit gotthelfscher Fraktur; nicht weniger – in manchen hatte er ein echtes Seebubentemperament – lagen ihm aber originelle Schnürrpfeifereien, mit denen er seinen Arbeitstag etwa zu würzen pflegte. Und was für einen Arbeitstag! Seine Speditivität war erstaunlich; sie hatte ihm den scherzhaften Titel eines «Stachanow des Bundesgerichtes» eingetragen. Ausserhalb der Sitzungen sah man ihn dort zwar nicht oft. Am liebsten arbeitete er zu Hause, und wenn es sich machen liess, entwischte er in ihm innerlich weit näher stehende Landschaften: wenn nicht an den Zürichsee, so auf den Sternenberg im Zürcher Oberland, wo er sich gewissermassen als Wettertanne unter Wettertannen fühlen mochte.» usw. – Das ist klar und gut gezeichnet, und denkt man zurück an den zartbesaiteten, so sensiblen Jüngling, so kann man ermessen, wie das Leben in gewaltig bewegter Zeit einen Charakter zu formen vermag.

Das Entscheidende über Paul Corrodi hat wohl der Präsident des Bundesgerichtes, Dr. F. Fässler, anlässlich der Bestattungsfeier in der Kirche Meilen gesagt; seiner Ansprache seien einige der entschei-

denden Parteien entnommen: «Dr. Paul Corrodi ist von der Bundesversammlung am 15. Dezember 1950 als Nachfolger von Dr. Jakob Hablützel ins Bundesgericht gewählt worden. Er war bis zum 1. November 1959 Mitglied der II. und nachher der I. Zivilabteilung. Er gehörte auch dem Bundesstrafgerichte sowie besondern Kammern und Kommissionen des Bundesgerichtes an. Daneben half er in vielbegehrter Weise mit ungezählten Referaten in der staatsrechtlichen Abteilung und im Kassationshof aus, hat also bei der Rechtsprechung des Bundesgerichtes mit aussergewöhnlicher Vielseitigkeit mitgewirkt. (. . .) Dr. Paul Corrodi war ein Richter ohne Fehl und Tadel. Er hat sein Amt mit wachem Geiste, mit gesundem, klarem und sicherem Urteil ausgeübt. Er hatte Standpunkt, und einen guten Standpunkt, mit Respekt gegenüber der Vergangenheit und offenem Sinn für die Gegenwart. Er liess sich durch keine Ideologie und keine Sentimentalität vom Wesen der Sache ablenken und verstand es trefflich, Menschen und Dinge mit manchmal bissigem, aber immer wohlgezieltem Humor zu kennzeichnen. Mit raschem Entschlusse ausgestattet, stand er kräftig und unbeirrbar zu der einmal gewonnenen Auffassung.»

Nach seinem Rücktritt war Paul Corrodi in sein Haus in Meilen zurückgekehrt und hatte sich auch gleich wieder eine schwere Bürde aufgeladen: die Ausarbeitung eines Kommentars zum schweizerischen Aktienrecht. Er war nie krank gewesen, kein Anzeichen gefährdeter Gesundheit liess das Kommende ahnen. Am Nachmittag des 22. Januars 1964 wollte er sich nach Zürich begeben, aufs Staatsarchiv, wo er unzählige Stunden schon verbracht hatte, – er stand am Billetschalter des Bahnhofs, fiel zurück, und war verschieden, ohne Agonie; der Arzt konnte nur seinen Tod durch Herzschlag feststellen.

Mit Paul Corrodi verlor die Schweiz eine Persönlichkeit, wie sie sich in heutiger Zeit nicht mehr allzuhäufig finden dürfte: ein Mann von seltener Gradheit und Hingabefähigkeit für das Wohl der Allgemeinheit, von grossartiger Einsicht in das Wesen des Lebens und des Menschen, einen Kämpfer von hohem sittlichem Willen, bereit, sich der im Gefolge der beiden Weltkriege überall eindringenden neuen Barbarei und die Kultur schwer gefährdenden moralischen Zersetzung entgegenzustellen.